

"Diese Welt bedarf unserer Aufmerksamkeit.": Ian Parker im Gespräch mit Dimitris Papadopoulos und Ernst Schraube

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(2003). "Diese Welt bedarf unserer Aufmerksamkeit.": Ian Parker im Gespräch mit Dimitris Papadopoulos und Ernst Schraube. *Journal für Psychologie*, 11(2), 214-225. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17525>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Person und Wissenschaft

„Diese Welt bedarf unserer Aufmerksamkeit.“

Ian Parker im Gespräch mit Dimitris Papadopoulos und Ernst Schraube

Ian Parker ist Professor für Psychologie an der Discourse Unit der Metropolitan Universität Manchester. Er ist einer der Hauptvertreter kritischer Psychologie in England. Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen zählen die Bücher *The Crisis in Modern Social Psychology, and How to End it* (London: Routledge, 1989),

Discourse Dynamics: Critical Analysis for Social and Individual Psychology (London: Routledge, 1992),

Psychoanalytic Culture: Psychoanalytic Discourse in Western Society (London: Sage, 1997),

Critical Discursive Psychology (London: Palgrave, 2002).

Er ist Herausgeber der Zeitschrift *Annual Review of Critical Psychology*, er kann erreicht werden unter: I.A.Parker@mmu.ac.uk

JfP: Ihr Buch *Discourse Dynamics* hat wesentlich zur Etablierung des Diskursbegriffs in der Psychologie beigetragen. Sie haben dort einerseits die verbreitete Unzufriedenheit mit der herkömmlichen psychologischen Theorie und Praxis aufgegriffen. Andererseits haben sie ein neues Verständnis von Psychologie als einem sozio-kulturellen und politischen Apparat entwickelt, und versucht, die Psychologie im Kontext postmoderner Kritik neu zu positionieren. Wie kam es, dass der Diskursbegriff bei Ihnen damals eine so zentrale Rolle spielte? Welche Bedeutung hat er heute beim Versuch, die Psychologie zu erneuern? Welchen Einfluss hatte die diskursive Wende auf die akademische Psychologie in England?

Parker: Mit *Discourse Dynamics* wurde die „Diskursanalyse“ in England tatsächlich mehr Thema. Zumindest war es mein Thema, nach meinen ersten Buch *The Crisis in Modern Social Psychology, and How to End it*. Bereits in *The Crisis* beschäftigte ich mich mit „sozialer Repräsentation“, ein Konzept, das damals gerade in der Sozialpsychologie hier (vor allem für Kolleginnen und Kollegen mit klassischem, experimentellen Hintergrund) interessant

wurde, und ich diskutierte dort, inwieweit die Ethnomethodologie zu einem neuen Verständnis und zur Veränderung der Mikropraktiken von Ideologie und Macht beitragen könnte (was natürlich nicht heißt, dass dies dem Selbstverständnis der Ethnomethodologie entspräche). Meine These in *The Crisis* war, dass die Entwicklung der Sozialpsychologie Hand in Hand mit der Entwicklung von Techniken der sozialen Kontrolle im Kapitalismus einhergeht, und dass die Fragmentierung der Sozialpsychologie (als ein Zeichen ihrer „Krise“ in den späten 60er und frühen 70er Jahren) in direktem Zusammenhang mit den damaligen Protestbewegungen gegen den Kapitalismus verstanden werden muss. Mir erschienen damals die „post-strukturalistischen“ Theorien als die beste Sprache, um solche Prozesse zu analysieren. Ich knüpfte dann an Ideen von Foucault und Derrida an, beschrieb die Sozialpsychologie als einen Überwachungsapparat und versuchte Räume für deren Dekonstruktion zu eröffnen. Einer der zentralen Begriffe für die Krise des Kapitalismus in diesem Buch war „Postmoderne“, aber inzwischen sehe ich viele meiner damaligen Annahmen als verfehlt an. Meine Verwendung des „Ideologie“-Begriffs etwa passt nicht richtig zum post-strukturalistischen und postmodernen Denken. Vielleicht habe ich dieses Denken zu schnell übernommen und lies mich beim Schreiben des Buches zu sehr von der „diskursanalytischen“ Sprache verleiten. In *Discourse Dynamics* greife ich die Problematik weiter auf und versuche eine Form von „Diskursanalyse“ zu entwickeln, die die politische Dimension in die Analyse mit einbezieht. Eine Folge davon war, dass diejenigen innerhalb der Linken und des Feminismus, die nach einer alternativen Psychologie gesucht und das Buch gelesen haben, sich dann sehr auf Diskursanalyse stürzten, vielleicht zu sehr.

Außerhalb der Psychologie gibt es ja eine Menge verschiedener Versionen von „Diskursanalyse“ und als die diskursive Wende in den 80ern in England ankam, entstanden miteinander konkurrierende Versuche, „Diskurs“ für die Psychologie zu bestimmen. Einflussreich war etwa Rom Harré in den 70ern mit seinem Engagement für ein neues Paradigma der Hinwendung zur Sprache. Oder auch die kleine, aber überaus wirkungsvollen Zeitschrift *Ideology & Consciousness*, die von 1977 bis 1981 erschien, und deren Position daraufhin in dem Band von Valerie Walkerdine u. a. *Changing the Subject* bezogen auf die Psychologie weiter ausformuliert wurde. Wichtig waren damals auch Einsichten und Positionen aus der Gesprächsanalyse und der Wissenssoziologie in der Sozialpsychologie. Die Konkurrenz dieser verschiedenen Bestimmungsversuche führte u. a. zu einer problematischen Verobjektivierung von „Schritten“ und „Stadien“ in der Analyse von Diskursen. *Discourse Dynamics* beschreibt detailliert solche Schritte, und sein Nachfolger, *Critical Discursive Psychology*, baut auf diesen Schritten auf und verbindet die radikaleren Thesen der Diskurstheorie mit einer Kritik der Postmoderne und anderen relativistischen Strömungen in der Psychologie. Es ist wichtig, sich hier deutlich zu machen, dass der Diskursbegriff damals, Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre,

im Vergleich zu anderen möglichen Begriffen, die ebenfalls für eine progressive Neuorientierung der psychologischen Forschung standen, wie z. B. „soziale Repräsentation“, ganz spezifische Konsequenzen implizierte. Der Diskursbegriff wurde losgelöst von vorhandenen begrifflichen und politischen Ressourcen konstruiert (etwa auch von den Versuchen des britischen akademischen Marxismus um Laclau und Moffe, „Ideologie“ als Kategorie neu zu denken) und auch als Begriff funktioniert er auf eine ganz spezifische Weise (er signalisiert etwa zugleich eine gewisse Ablehnung der Mainstream-Sozialpsychologie, aber auch eine Zuwendung zu den Geschichts- und Kulturwissenschaften). Die Gründung der „Discourse Unit“ an der Universität Manchester 1990 war ein Höhepunkt dieser Entwicklung und steht für die progressiven Aspekte des Signifikanten „Diskurs“. Aber wenn wir heute ein Zentrum für kritische Forschung gründen würden, wäre „Diskurs“ wohl kaum mehr im Titel.

Inzwischen ist die „Diskursanalyse“ praktisch von der britischen Mainstream-Psychologie einverleibt. Was nicht heißen soll, dass es keine Möglichkeiten gäbe, kritisch mit ihr zu arbeiten. Zum Beispiel könnte man den Fokus der Forschung einfach mal umkehren und untersuchen, was für Diskurse die Psychologie selbst, mit ihren typisch ausgrenzenden Praktiken, reproduziert. Ich sehe die Aufgabe kritischer Psychologie hier vor allem darin, Räume für kritisches Forschen zu ermöglichen und sich zu weigern, seine Forschung – sei sie nun diskursiv oder wie auch immer – an den empiristischen Annahmen herkömmlicher Psychologie auszurichten.

JFP: In den letzten Jahren konnten wir beobachten, dass alternative und kritische Psychologien, besonders im englischsprachigen Raum, stetig zugenommen haben: neue Institute wurden gegründet, neue Zeitschriften, neue Gesellschaften, neue Magister- und Promotionsprogramme, es gab verschiedene internationale Konferenzen zum Thema etc. Wie sieht die Situation in Großbritannien aus? Wo gibt es Zentren alternativer Psychologie? Was sind die wichtigen Forschungsrichtungen, Denktraditionen und Strategien kritischer Erkenntnis, die für ein neues Denken in der psychologischen Theorie und Praxis stehen?

Parker: Der erste Magisterstudiengang für „kritische Psychologie“ im englischsprachigen Raum wurde am Bolton Institute während meines Aufenthalts dort zwischen 1996 und 2000 eingeführt, und das war nur kurz vor dem Beginn des Magisterstudiengangs, der jetzt in Sydney läuft. Die Gründung dieser beiden Studiengänge in so unterschiedlichen Teilen der Welt, in Bolton im Nordwesten Englands und in Sydney im Südosten Australiens, war von besonderer Bedeutung, und hat „kritische Psychologie“ tatsächlich auf die Tagesordnung gesetzt. Natürlich war uns klar, dass es seit längerem Kritische Psychologie im deutschsprachigen Raum gibt. In Bolton haben wir einen

Studiengang aus einer Mischung der verschiedenen Ansätze entworfen, die bis heute in unterschiedlicher Weise für kritische Psychologie wichtig waren (Marxismus, Feminismus, Psychoanalyse und Poststrukturalismus). Mittlerweile läuft der Studiengang in Bolton nur als Fernstudium, aber in Sydney haben sie das Programm trotz einiger schwieriger finanzieller und politischer Bedingungen erhalten können. Heute sind die Verhältnisse schon wieder anders, in England wird nicht mehr viel Aufhebens gemacht, wenn man sich als „kritischer Psychologe“ bezeichnet. Auch im Grundstudium sind Seminare über „kritische Psychologie“ oder „kritische Sozialpsychologie“ nichts Ungewöhnliches mehr. Die Psychologie ist elastisch genug, die Produktion von Forscherinnen und Forschern, die glücklich in ihren eigenen kleinen Nischen arbeiten, erst auszugrenzen und dann doch aufzunehmen. Mit solchen „Ambivalenzen“ in der Entwicklung der „kritischen Psychologie“ müssen wir uns auseinandersetzen. Das Problem stellt sich auf dreifache Weise: Erstens besteht eine Kopplung von „kritisch“ und „diskursiv“, so dass es scheint, als bedeute kritisch alleine, sich mit Sprache zu beschäftigen und entschieden jegliche politische Praxis zu vermeiden. Zweitens gibt es die Tendenz in kritischen Arbeiten, weg vom Blick auf das Fach selbst und hin zu den üblichen Themen psychologischer Forschung, was dazu führt, dass die unterschiedlichen Bereiche von „anormalen“ bzw. pathologisierten Menschen, mit der sich die Psychologie so gerne beschäftigt, nun von kritischen oder diskursiven Psychologinnen und Psychologen untersucht werden, nur natürlich mit etwas kritischerem Auge. Und drittens hat die Aufnahme einiger spiritueller New Age oder therapeutischer Vorstellungen dazu geführt, dass „qualitative Forschung“ bereits als Synonym für kritische Forschung verstanden wird und nur eine Verschiebung des Fokus' von Messung zu Bedeutung stattfindet, als ob eine solche Verschiebung automatisch einer Veränderung zu etwas Radikalerem entspräche.

JFP: Wir würden gerne mit Ihnen noch etwas ausführlicher über das wissenschaftliche Selbstverständnis der Psychologie sprechen. Kritische Psychologie sieht sich als eine Alternative zu dem immer noch vorherrschenden positivistischen Selbstverständnis. Wo sehen Sie die wesentlichen Mängel, Grenzen und Widersprüche der traditionellen Herangehensweise? Wo sind Veränderungen am nötigsten?

Parker: Wenn „kritische Psychologie“ sich alleine als eine „Alternative“ zu positivistischen Ansätzen darstellt, reproduziert und unterliegt sie genau den strukturellen Gegensätzen, die die Wissenschaft Psychologie aufrechterhalten. Hier handelt es sich um genau solche begrifflichen Gegensätze, die als diskursive Eigenarten des Faches analysiert werden können. Als diskursive Eigenarten, die auch konkrete Praktiken außerhalb der Universitäten rechtfertigen: in Schulen, Kliniken und all den Orten, wo Psychologie implizit oder explizit

von denen, die in psychologischem Wissen ausgebildet sind, oder sich darauf beziehen, angewendet wird. Die Wissenschaftlichkeit der Psychologie wird üblicherweise ja mit Messung und quantitativer Forschung gleichgesetzt, und als Konsequenz könnten kritische Psychologinnen und Psychologen annehmen, dass die Verwendung qualitativer Forschung, oder Diskursanalyse, alleine schon die „Alternative“ wäre. Aber, wenn nur die Positionen auf solche Weise gewechselt werden, bleibt die Grundstruktur des Faches bestehen. Nichts wäre der Mainstream-Psychologie lieber, als ein Weg zur Erforschung der „Bedeutung“ vom Verhalten der Subjekte zu finden. Es gibt in „nicht-kritischen“ Kreisen ja bereits eine richtige Bewegung in Richtung qualitativer Herangehensweisen, und kritische Psychologinnen und Psychologen, die versichern, dass sie mit ihrem alternativen Ansatz nichts anders wollen, als Menschen sensibler zu interviewen und in ihren Artikeln die bestehende Ordnung alleine zu beschreiben – statt sie in ihrer Problematik in Frage zu stellen – würden mit Kusshand empfangen werden. Die spirituelle und therapeutische Wende von einigen Psychologinnen und Psychologen – die bei manchen parallel und ergänzend zur diskursiven Wende verläuft – ist nicht an sich reaktionär. Aber ich würde sagen sie wird reaktionär, wenn Theoriefeindlichkeit mit einer Hingabe an die Gefühle kombiniert wird. Theorie ist für jede angemessene Forschung erforderlich, schlicht um die Zusammenhänge erkennen zu können, wie die kapitalistische Gesellschaft sich auf individueller aber auch auf disziplinärer Ebene reproduziert, und wie die Disziplin das Verständnis des Individuums bestimmt. Umgekehrt reproduziert eine Gefühlshingabe die selbstverständlichen „Wahrheiten“ des Common Sense im Kapitalismus auf der tiefsten und am schwierigsten in Frage zu stellenden Ebene des Individuellen.

JfP: Sie versuchen in einigen Ihrer Arbeiten, eine Brücke zwischen konstruktivistischen und realistischen Ansätzen zu schlagen. Die Schwierigkeit einer solchen Position besteht darin, die Vermittlung zwischen materiellen Bedingungen/Interessen und Sprache angemessen aufzufassen. Wie vermeiden Sie die Gefahr, auf eine dualistische Konzeptualisierung dieser Beziehung zurückzufallen?

Parker: Eigentlich interessiert es mich nicht, eine Brücke zwischen diesen beiden Ansätzen zu schlagen, und vielleicht wurde ich auch an diesem Punkt falsch verstanden. Wenn ich versucht habe, Brücken zu schlagen, dann vielleicht zwischen konstruktivistischen Ansätzen der Psychologiekritik und den Möglichkeiten radikaler Politik. Gleichzeitig wollte ich auch eine Brücke schlagen zwischen denjenigen, die sich vom verbreiteten liberalen Relativismus des Konstruktivismus abgestoßen fühlen und sich als Konsequenz dem Realismus und einer radikaleren Politik zuwenden. Vereinfacht gesagt ist der Konstruktivismus der radikalste Standpunkt in Bezug auf Psychologie als gelebte Erfahrung (d. h. das Feld der Phänomene, das die Psychologie in ihrer

Forschung zu verstehen versucht). Und der Realismus ist der radikalste Standpunkt in Bezug auf die Psychologie als eine institutionelle und ideologische Praxis (d. h. in Bezug auf die Organisation der theoretischen Konzeptionen des Wissens und des methodischen Vorgehens, die verwendet werden, um die Anderen, die „Nicht-Psychologen“ zu verstehen). Man braucht eine Art von Konstruktivismus, um die vielfältigen Handlungen und Erfahrungen, eben die „Psychologie“ der Menschen in verschiedenen Kulturen und zeitlichen Epochen, einsehen und achten zu können (wichtig sind hier vor allem auch die unterschiedlichen Formen von Kultur, die derzeit im Widerstand gegen den Kapitalismus entstehen). Und man braucht eine Art von Realismus, um tatsächlich auch wahrnehmen zu können, wie die Wissenschaft Psychologie als einer der ideologischen Apparate des heutigen Kapitalismus funktioniert (und zwar nicht nur ideologisch, er hat auch Aspekte unmittelbaren Zwanges).

Konstruktivisten machen zu oft den Fehler, mit diskursiver Forschung alles, was außerhalb der psychologischen Institute geschieht, verstehen zu wollen. Diskursive Forschung kann überaus hilfreich sein, wenn es darum geht, die rhetorische Funktion der Realitätskonstruktionen psychologischer Begriffe herauszuarbeiten und zu dekonstruieren, vor allem in Seminaren oder für akademische Veröffentlichungen. Vielleicht sind auch die materiellen Verhältnisse vieler erfolgreicher konstruktivistischer Psychologinnen und Psychologen – sichere Jobs, Anerkennung in Forschungsgruppen, Zugang zur internationalen Gemeinschaft durch das Internet und finanzielle Unterstützung für Reisen zu Konferenzen auf der ganzen Welt – nicht unwichtig, um zu verstehen, warum viele von ihnen tatsächlich meinen, dass mit einer Veränderung der diskursiven Konstruktion von Dingen schon alles getan wäre (und diejenigen als Spielverderber betrachten, die ständig über materielle Ausbeutung und Unterdrückung reden und damit den alltäglichen Prozess der Dekonstruktion und Rekonstruktion behindern).

Die Realisten hingegen machen zu oft den Fehler, ihre eigenen Analysen struktureller Verhältnisse in die Psychologie zu importieren. Nicht dass solche Analysen nicht wichtig wären, etwa wenn es darum geht zu erklären, wie der globalisierte Kapitalismus funktioniert, und zwar nicht nur auf der Makroebene, etwa bei Prozessen der imperialistischen Expansion und der Konkurrenz zwischen verschiedenen Sektoren der Weltwirtschaft, sondern auch auf der Mikroebene, etwa bei Prozessen kolonialer Unterwerfung exotischer Orte oder rassistischer Angriffe auf Immigranten im eigenen Land. Aber sie importieren nicht nur ihre Analyse in die Psychologie, sondern auch ihre Vorstellungen, was eine menschliche Psychologie sei (sicher, es ist wichtig deutlich zu machen, wie die Extraktion von Mehrwert in der wissenschaftlichen Arbeit und in den akademischen Karrieren derer, die hinter bestimmten Theorien stehen, z. B. Evolutionäre Psychologie, funktioniert). Auf dieser Ebene der Bestimmung, was eine menschliche Psychologie eigentlich ausmacht, und wie das Normale vom Anormalen getrennt werden könnte, werden die größten Fehler

des „kritischen Realismus“ gemacht. Offen gestanden, einst dachte ich selbst, dass der „kritische Realismus“ ein ganz brauchbarer Ansatz wäre. Aber heute erscheint er mir einfach nicht gut konzipiert. All die Unzulänglichkeiten der experimentellen und psychoanalytischen Psychologie werden weiter wiederholt, nur jetzt eben neu formuliert in der Sprache des kritischen Realismus (z. B. die Annahme relativ konstanter Strukturen des Denkens und der Persönlichkeitsentwicklung, usw.). Ich habe auch Probleme mit seiner jüngsten Wende zur Spiritualität (wobei die „Entdeckung“ einer „Meta-Realität“ wenigstens, und hoffentlich nicht zu spät, den Charakter des kritischen Realismus als ein hermetisches diskursives System entlarvt), die nur diejenigen weiter überzeugen wird, die sich von der Psychologie Einblicke in das Innerste der Seele erhoffen.

JFP: Wir würden gerne mehr über Ihr Verständnis der Psychoanalyse sprechen. Psychoanalytisches Denken und kritische Strömungen in der Psychologie, seien sie marxistisch, feministisch, diskursiv oder post-strukturalistisch, waren immer schon in einer Art Hassliebe miteinander verbunden. Diesen Eindruck bekamen wir auch beim Lesen ihres neulich erschienenen Buches zur Psychoanalyse *Psychoanalytic Culture*. Die Psychoanalyse postuliert ein Wissen, welches auf die eine oder andere Art die Wahrheit über das Individuum zu erfassen scheint. Beginnt die Hassliebe nicht genau mit einer solchen Behauptung, die wahren Funktionsweisen des Individuums zu kennen? Einerseits macht das die Interpretationen ungeheuer machtvoll, weil sie damit zu Praktiken der sozialen Regulation und vor allem auch der Selbstregulation werden. Aber gleichzeitig sind sie auch sehr beschränkt, weil damit eine bestimmte historische Form von Individualität objektiviert wird. Inwieweit kann der psychoanalytische Diskurs und die psychoanalytische Praxis, gerade auch in ihrer Lacanschen Fassung, zu einer wirklichen Befreiung des Subjekts beitragen?

Parker: Die Hassliebe zur Psychologie muss sehr ernst genommen werden. Sie haben Recht, die Psychoanalyse erscheint, als könne sie die Wahrheit über das Individuum erfassen. Eine meiner Aufgaben sehe ich daher darin, den Bestrebungen der Wissenschaft Psychologie sich mit der Psychoanalyse zu verbünden, um die Psychoanalyse in eine Form von Psychologie zu verwandeln, mit der dann die „Wahrheit“ des Individuums erfasst werden kann, in die Quere zu kommen. Ich tue das, indem ich etwa zeige, dass die Psychoanalyse selbst eine bestimmte Form von Wahrheit darstellt, die im Kontext kapitalistischer Gesellschaft entstand und mit ihr koexistiert. Ich habe den Eindruck, dass die psychologische „Wahrheit“ nie ganz ausgesprochen wird, dass sie immer in dialektischer Weise mit den Kräften verstrickt ist, gegen die sie spricht. Und die Psychoanalyse – als eine Theorie menschlicher Subjektivität im Kapitalismus – schreibt ein, aber auch dagegen, was es bedeutet ein „Individuum“ zu

sein (entfremdet, vermarktet, Element einer Klasse, alleine auf sich selbst bezogen). Ich möchte noch einmal betonen, dass ich die psychoanalytische „Wahrheit“ als in konkreten Verhältnissen kapitalistischer Gesellschaft gesprochen verstehe, und auf keinen Fall als empirische oder verborgene universelle Besonderheiten menschlicher Erfahrung.

Was nun die Lacansche Fassung der Psychoanalyse angeht, finde ich dort die Überlegungen über das Verhältnis des gespaltenen Subjekts zu den Signifikanten des späten Kapitalismus besonders wichtig (was nicht heißen soll, Lacan war auf irgendeine Weise ein „Postmoderner“). Lacans Psychoanalyse treibt die Hassliebe zwischen Psychoanalyse und Psychologie tatsächlich auf die Spitze, bis zu dem Punkt, an dem er – und in der Tat, ich denke, dass war das Resultat seiner „Exkommunikation“ aus der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft – mit jeder Form von Psychologie bricht (die für ihn das US-amerikanische Ideal der Anpassung verkörpert). Als eine Folge davon wurde die Lacansche Psychoanalyse zu einer der radikalsten Verweigerungen des Kapitalismus (innerhalb des gerade erwähnten Spannungsverhältnisses der widersprüchlichen Natur der Psychoanalyse im Kapitalismus). Lacan geht sogar so weit, die „Wahrheit“, die das Subjekt spricht, nicht länger als eine „empirische Wahrheit“ zu verstehen, sondern als eine Wahrheit des Subjekts, bei der das Sprechen der Wahrheit das gesamte historische Gewicht des von sich selbst gespaltenen Subjekts in seiner Existenz im Kapitalismus umgreift – einschließlich der Spaltung von maskulin und feminin.

JFP: Feministisches Denken liegt im Zentrum kritisch-psychologischen Denkens. Innerhalb der Psychologie aber spielt der Feminismus bislang keine große Rolle. Wie kommt das? Ob dies mit der impliziten Radikalität des feministischen Denkens zu tun hat? Einer Radikalität, die eine heftige Kritik des liberalen Subjekts formuliert, gleichzeitig sich aber auch aktiv für eine Politik der Repräsentation einsetzt.

Parker: Ohne die feministische Forschung wäre es im Kontext der englischen Psychologie nicht möglich gewesen kritisch zu arbeiten. Unter „feministischer Forschung“ verstehe ich hier die wissenschaftlichen Praktiken in der Soziologie, die für das Entstehen des Feminismus in der Psychologie in den 90er Jahren eine wertvolle Quelle waren, zudem aber auch die Forschung aus der Frauenbewegung seit den 60er Jahren durch Praktiken der Bewusstmachung und auch der direkten politischen Aktion im Bereich der Politik, der politischen Organisationen der Linken und im Alltag. Der alte Slogan „Keine sozialistische Revolution ohne die Befreiung der Frauen, keine Befreiung der Frauen ohne sozialistische Revolution“ verweist auf die konzeptionelle und praktische Verflechtung verschiedener Aspekte von Ausbeutung und Unterdrückung, die der Slogan aber nur teilweise zur Sprache bringt. Der andere bekannte Slogan „Das Private ist das Politische“, der übrigens durch die Erfah-

rungen in linken Organisationen als konstruktive Kritik entstand, verweist mehr noch auf den damaligen unmittelbaren Bezug zur „Psychologie“. Aber als „kritische Psychologinnen und Psychologen“ müssen wir uns genau anschauen, was diese „Psychologie“ damals war und was sie heute ist, d. h. wir müssen uns die Hoffnungen derer vergegenwärtigen, die sie konstituierten, anstatt uns einfach nur zu freuen, dass einige Radikale außerhalb unserer Disziplin anfangen sich für die Dinge zu interessieren, die auch uns interessieren. Psychologie hat hier einen zweiseitigen Charakter: zum einen ist sie ein Bereich individueller Erfahrung und Handlung, durch den wir, unbewusst oder bewusst, Machtverhältnisse aufrecht erhalten, und durch den wir über uns selbst nachdenken und unsere Lebenswelt verändern. Zum anderen ist sie eine Disziplin und eine Ansammlung von disziplinären Praktiken, die einen privilegierten Zugang zu der Struktur gedankenloser oder gedankenvoller Verhaltensweisen verspricht, und Einsichten in seine Funktionsweisen und Möglichkeiten, es zu beeinflussen. Das führt uns zu zwei wichtigen Problemen. Das erste hat mit dem Bereich des „Femininen“ zu tun, welches zu oft von Freund und Feind mit Feminismus assoziiert wird, das zweite mit Feminismus als radikale Politik.

Zum ersten: Oft steht das Feminine für eine seltsam „psychologisierte“ Version des Feminismus, einer psychologisierenden und damit individualisierten und ent-radikalisierten Version, die als der Zugang zur Welt der Gefühle – Intuition, Empathie, Verbundenheit, Spiritualität – gilt, und die nur für diejenigen zugänglich ist, die wirklich offen gegenüber dem „Femininen“ sind. Gefährlich daran sind weniger die möglichen „Einsichten“, vielmehr dass unter Berufung auf Gefühle bestimmte Fragen einfach nicht mehr zugelassen werden. Die Welt, zu der hier Zugang versprochen wird, ist eine Welt, in der die „tiefsten“ Gefühle auch die sind, die der Wahrheit am nächsten kommen, und in der das was ganz tief gefühlt wird, nicht mehr hinterfragt werden sollte. Das ist eine Einbahnstraße.

Die Verbindung qualitativer Forschung mit kritischer Psychologie kann diese ideologische Konstruktion des „Femininen“ noch verstärken, und als der Ort der Wahrheit erscheinen lassen, um den sich die weniger erleuchteten Formen der Psychologie (und Politik) ehrfurchtsvoll versammeln, bevor sie selbst versuchen dürfen, einen Zugang (genauer: eine Nachahmung) zu finden. Bedauerlicherweise wird hier von einigen qualitativen Forscherinnen und Forschern die verfehlte strukturelle Gegenüberstellung der positivistischen Psychologie von Objektivität (als empirisches Beobachten und wissenschaftlichem Folgern) und Subjektivität (als individuelle Intuition und tief gefühlter Wahrheit) zur Grundlage ihrer „kritischen“ Arbeit gemacht. Kritisch ist diese Arbeit aber tatsächlich nur vor dem Hintergrund dieser dualistischen Struktur positivistischer Psychologie, und zwar gerade weil es feminine Qualitäten feiert, die die traditionelle Psychologie üblicherweise verachtet. Das Private als das Politische zu verstehen bedeutet aber natürlich, sich zu fragen, wie das

Private als Teil der derzeitigen politischen Auseinandersetzungen wirkt, und nicht das Private, wie das hier konstruiert wird, als „alternativen“ oder „kritischen“ Ersatz für Politik zu sehen.

Aber wenden wir uns dem zweiten Punkt zu und lassen Sie mich etwas erläutern, was „radikale Politik“ sein könnte. Radikale Politik könnte marxistisch sein, und in mancher Hinsicht wäre das mein bevorzugter Ansatz. Aber da die alltägliche Ausbeutung und Unterdrückung in unserer Gesellschaft auf verschiedene Weisen hinterfragt und konzeptualisiert werden kann, ist das keine Notwendigkeit. Vielleicht bin ich hier auch zu sehr Marxist, und nehme Marx' eigenen Leitspruch „an allem zu zweifeln“ sehr ernst. Zudem ist der Marxismus ja selbst ein historisches Phänomen, der mit der Geburt des Kapitalismus als eine Art Gegenwissen zum Wissen des Kapitalismus über sich selbst entstand (oder vielleicht präziser, gegenüber einem Wissen, das versucht die kapitalistische Ökonomie zu formalisieren und zu effektivieren). Und auch hier gilt, der Marxismus ist nicht „wahr“ als eine universell gültige Form des Wissens (höchstens in unseren Träumen könnten wir uns ausmalen, dass Spartakus den Zerfall des Heiligen Römischen Reiches mit Marxismus erklären würde). Marxismus ist ein Gegenwissen und zugleich eine emanzipatorische Praxis vom Standpunkt des Proletariats. „Standpunkt“ verstehe ich hier als die dialektisch konstituierte Ablehnung des Kapitalismus, und nicht als eine bevorzugte Perspektive; und „Proletariat“ verstehe ich als eine politische Kategorie, und nicht als eine von der sozialen Lage abgeleitete Identität. Auch hier ist es wichtig, sich vor der Psychologisierung historischer Prozesse und dessen theoretischen Verständnisses zu hüten.

Feministische Theorie und Praxis ist auch eine Art Gegenwissen, und in ihrer radikalsten Form verändert sie die Welt im Moment der Interpretation. Sie tut dies, indem analytischen Kategorien wie Patriarchat, Heterosexismus, emotionale Arbeit usw. so verwendet werden, dass, was Marxisten als Kapitalismus bezeichnen, in Frage gestellt, verstanden und verweigert werden kann. Dabei beharrt der Feminismus (und vielleicht sollte man hier betonen, dass er das Potential dazu hat, und nicht, dass er es immer tut, denn es gibt natürlich genauso viele Formen von Feminismus wie Marxismus, die sich einverleiben lassen) auf der „präfigurativen“ Dimension der politischen Auseinandersetzung. D. h. auf der Einsicht, dass in den Handlungsformen, mit denen sich einer Macht verweigert wird, immer auch schon die sozialen Verhältnisse antizipiert werden, die die Verweigerung hervorbringt (so würde eine hierarchisch strukturierte avantgardistische Partei den Kapitalismus vielleicht erfolgreich stürzen, würde im Verlauf dann aber selbst ein Regime etablieren, welches sich sehr schnell von einer leninistischen, revolutionären Kraft in ein stalinistisches, konterrevolutionäres Regime verwandelt). Aufgrund ihrer Einsichten in die präfigurative Natur radikaler Politik ist der Feminismus als Praxis wohl scharfsinniger als der Marxismus. Er könnte (und gleiches gilt auch für andere aktuelle politische Bewegungen) nicht nur eine Menge zum

Sozialismus beitragen, sondern auch zu einem besseren Verständnis der Brüche und Klüfte im widersprüchlichen Konglomerat der Macht, das sie als Patriarchat bezeichnen, verhelfen. Ich weiß nicht, aber mit meinen Zweifeln am Marxismus und dem Eindruck, dass wir eine Menge vom Feminismus über politisches Handeln lernen können, denke ich, dass der Marxismus, und ein kritische Psychologie, die sich auf den Marxismus bezieht, in ihrer Theorie und Praxis offen genug sein muss, um selbst etwas Feministisches werden zu können.

JfP: Sie schreiben, dass Sie als „postmoderner“ Psychologe im doppelten Sinne des Wortes sowohl „nach“ der traditionellen Psychologie kämen als auch ihr „hinterher“ seien (im zeitlichen Sinne und im Sinne des ihr auf die Spuren kommen). Könnten Sie sich vorstellen, dass kritische Psychologie auch „ante“ sein könnte, also „vor“ der Materialisierung bestimmter Bedingungen, und eine Art prognostische Erkenntnis entwickelt, die sich vorausschauend mit den sozialen und technologischen Welten, die sich gerade in der Entstehung befinden, auseinandersetzt?

Parker: Ich bin kein postmoderner Psychologe. Wirklich, ich bin eigentlich gar kein Psychologe, sondern eher jemand, der diese Identität ab und zu annimmt, um bestimmte Effekte zu erzielen. Um in der, aber auch gegen die Disziplin Psychologie zu sprechen, ist es ganz nützlich, ein Mitspracherecht im psychologischen Diskurs zu beanspruchen. Und dafür bin ich bereit, die Identität eines Psychologen anzunehmen. Wie jemand eine Identität annimmt und ausübt, das ist natürlich immer eine kontext-abhängige und prekäre Sache (bis hin zur Ebene konkreter körperlicher Implikationen von Identitätspraktiken, die von einem Publikum oder einer Institution gefordert werden). Und die Frage, wie man dies dann ausübt, ist eine Frage, mit der die Grundannahmen der Psychologie erschüttert werden können. Wenn ich also von mir sage, dass ich manchmal ein „Psychologe“ bin, dies aber eine performative Identität ist und keineswegs bedeutet, dass ich „wirklich“ ein Psychologe bin, betone ich die Bedingung der Möglichkeit einer Identität, anstatt sie als ein Ding an sich zu betrachten. Wir sollten den Psychologinnen und Psychologen, die von festen Kernidentitäten ausgehen, ruhig etwas entgegensetzen und zeigen, dass auch keiner von ihnen ein Psychologe an sich ist.

Vielleicht gibt es hier auch eine Verbindung zu der Problematik der Postmoderne. Postmoderne Ansätze sind für viele kritische Psychologinnen und Psychologen attraktiv, da sie scheinbar fließende Weisen eröffnen, um über Identität nachzudenken, und eine flexiblere Welt versprechen, als die so festgezurrt der Psychologie. Ich sah selbst mal in der Postmoderne eine attraktive Möglichkeit, vielleicht sogar ein Weg raus aus der Psychologie. Aber im Gegenteil, sie ist eine Einbahnstraße. Postmodernismus ist eine der ideologischen Formen des späten Kapitalismus, und entstand am Schnittpunkt von

europäischer Literaturdekonstruktion (in der Texte je nach Laune des Analysierenden interpretiert und neu geschrieben werden) und US-amerikanischem Pragmatismus (in der Beziehungen grundsätzlich als veränderbar angesehen werden, solange es nur den guten Willen der Beteiligten gibt). Wenn der Kapitalismus eine Welt erzeugt, in der, wie Marx das gezeigt hat, alles, was schmilzt, zu Luft wird, dann greift der Postmodernismus diese Diagnose des rapiden Wandels auf, und verpackt sie so, dass es aussieht, als wäre die beste aller möglichen Welten gerade im Entstehen, wenn wir nur fest genug daran glauben. Aber wenn wir das tun, dann zahlen wir einen hohen Preis. Wenn wir die verschiedenen Versionen von Psychologie betrachten, seien sie nun als „postmoderne Psychologie“, „kritische Psychologie“ oder gar „marxistische Psychologie“ verpackt, sollten wir nicht vergessen, dass auch sie Waren sind, die in einer bestimmten Art von Welt zirkulieren – der akademischen Welt, die von ihrer eigenen Version der Gesetze, die den heutigen Kapitalismus strukturieren, bestimmt wird – und dann an die Menschen außerhalb der psychologischen Institute verkauft werden. Eines der schlimmsten Szenarien wäre, wenn Radikale von außerhalb die „kritische Psychologie“ entdecken, sie mit ihrer ganzen Kraft aufnehmen und konsumieren, und dabei die wirkliche Welt des anti-kapitalistischen Kampfes einfach vergessen. Aber diese Welt bedarf unserer Aufmerksamkeit, wenn wir tatsächlich „kritisch“ in einem kollektiv bedeutsamen Sinn des Wortes sein wollen.

Interview geführt am 15. Dezember 2002.

Übersetzung: Anna von Behr und Ernst Schraube.

Dr. phil. Dimitris Papadopoulus, Freie Universität Berlin, Fachbereich Psychologie und Erziehungswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin.
E-Mail: papado@zedat.fu-berlin.de

Wissenschaftlicher Assistent an der Freien Universität Berlin.

Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftsforschung (insbesondere der Kultur- und Sozialwissenschaften), Subjektivität und moderne sozialpolitische Organisation, L. S. Wygotski.

Dr. phil. Ernst Schraube, Roskilde University, Department of Psychology, Philosophy and Science Studies, Postbox 260, DK-4000 Roskilde, Denmark.
E-Mail: schraube@ruc.dk

Assistenzprofessor an der Universität Roskilde.

Arbeitsschwerpunkte: psychologische und soziopolitische Implikationen moderner Technik, Geschichte und Theorie der Psychologie, Wissenschafts- und Technikforschung.